

## Solothurn liegt am Meer

von Franco Supino

*Zur Verleihung des Solothurner Heimatschutzpreises 2003 an die Planerinnen von „Planung, Architektur, Frauen“, die Stadt Solothurn und die Errichter und Betreiber der „Hafbar“, Solothurn.*

Bei uns im Flur hängt ein Bild: Man muss sich vorstellen, mitten auf der Wengibrücke zu stehen und gegen Osten zu schauen. Es herrscht trübes Wetter. Die St. Ursenkirche ist im Wolkenmeer versunken. Die anderen Brücken über die Aare sind weg. Prominent steht links das Landhaus. Rechts ragen die Brückenköpfe beim Rollhafen in den Fluss. In der Mitte fährt ein mächtiges Kreuzfahrtschiff der Betrachterin entgegen. Dahinter scheint sich der Horizont wie am Meer, wo Wasser und Himmel aufeinandertreffen, aufzulösen.

Diese Fotomontage von Leonardo Bezzola hat keinen Namen. Der Künstler hat das Bild wohl ironisch gemeint: das Schiff, das da von Osten kommt, hat kyrillische Zeichen am Bug. Die Sowjets fahren per Schiff vor. Am Landhaussteg, wo ihre Gesinnungsgenossen sie erwarten, werden sie an Land gehen, die Stadt erobern und zu einer kommunistischen Exklave machen. Die Angst der Solothurnerinnen und Solothurner vor dem Wasser und vor politischer Veränderung wird so herzlich verspottet.

Mich erinnert das Bild an eines der schönsten Gedichte, das ich kenne: Ingeborg Bachmanns „Böhmen liegt am Meer“. Böhmen liegt westlich von Mähren in der heutigen Tschechei und nicht am Meer. Dort fahren genau so wenig wie hier Kreuzfahrtschiffe vor. Das Gedicht ist eine Vision. Shakespeare hatte sie in seinem „Wintermärchen“ von 1611. Seither liegt Böhmen am selben Meer wie Sizilien, und wer in Sizilien zugrunde geht, dem wird an Böhmens Küsten das Leben gerettet. Bachmann hat diesen Märchenedanken übernommen und ihn mit Hoffnung verbunden. Wenn ich das Bild im Flur betrachte, scheint mir, Bezzola habe diese Utopie weiter geschrieben und Solothurn den Orten beigefügt, die, wie es bei Bachmann heisst:

*....und eines schönen Tags  
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt*

Ans Meer begnadigt: Bezzolas Fotomontage, Shakespeares Wintermärchen, Bachmanns Gedicht sind Kunstwerke; sie machen vorstellbar, was nicht möglich scheint: einen friedlichen, freien und schönen Ort. Utopie ist die Möglichkeit des Unmöglichen.

Ich weiss nicht, was jene Frauen, die heute geehrt werden, von einem so bedrohlichen und überholten Ausdruck wie Utopie denken.

Vielleicht haben sie ganz einfach festgestellt, dass Solothurn zwar von einem Fluss durchquert wird, aber nicht am Wasser liegt. Dann haben sie sich von diesem ‚Hohen Ton‘, der vorüberziehendes Wasser auslösen kann, anstecken lassen. Diese Poesie muss sich in ihrem Kopf, in ihrem Geist festgesetzt haben, und vermischt mit Phantasie entstanden daraus Visionen –.

„Visionen in Blau. Das sagt alles“, kommentierte damals ein Nachbar. Oder wie der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt einmal gesagt haben soll:  
„Wer Visionen hat, der soll zum Arzt gehen.“

Dieser Satz ist ein Scherz eines Politikers. Politiker mögen Visionen in der Regel nicht. Sie halten sich lieber an das Machbare, politisch Durchsetzbare, sie sind Pragmatiker. Was aus Visionen wird, wenn sie durch die Mühlen der politischen Wirklichkeit gegangen sind, sieht man am Aarequai. Der Berg hat ein Quailin geboren.

Jene Frauen, die ihre Vorstellungen damals publik machten, hätte man wirklich allesamt in Quarantäne setzen sollen, denn mit ihren Visionen setzten sie einen Virus frei, von dem immer mehr Menschen erfasst wurden.

Die Dämme begannen zu brechen. Zwar zeigte bereits erwähntes Beispiel des Aaremüerchens die Angst der Stadt, dass - wenn die Mauer verschwindet und die Stadt sich dem Fluss öffnen würde - Unheil über sie käme. Am Aarequai sammelt sich seit je her, was die Stadt bedroht. An diesem Quai stellte sich der Stadtheld vor die Kanonen, bevor man auf die Protestanten schoss. Hier war in den 60er Jahren der Hippietreff, trieben in den 80er Drogensüchtige ihr Unwesen. Hier war zu Zeiten regen Warentransportes auf der Aare das Hafenviertel mit den entsprechenden Etablissements. Hier residierte der Henker, gediegen Meister genannt und nach ihm die Meistergasse. Hier war das Ghetto der Juden. Zwischen Fluss und Stadt leben die Ausgegrenzten. Auf sie wird die Angst vor dem Wasser, vor der Unberechenbarkeit, vor der Veränderung übertragen.

Das erbärmliche Gezerre um den Landhausquai führte immerhin dazu, dass hinter dem Rücken der lang und breit (im wörtlichen Sinne) geführten Diskussion sich andere ungehindert der öffentlichen Meinung ans Wasser vorwagen konnten.

Die Hafenviertel zum Beispiel. Bei ihr ging alles rasch und flott. Die Hafenviertel ist ein überzeugendes Projekt, weil es einfach und pionierhaft, naheliegend und mutig gleichzeitig ist. Es verbindet das Nützliche mit dem Guten: die Belebung einer zentralen Zone mit der Attraktivierung der Vorstadt.

Es verbindet das Wahre mit dem Schönen: Wenn man dort sitzt *sotto le fresche frasche*, unter dem kühlenden Laubwerk, spürt man hinter seinem Rücken (denn – wenn es geht – dreht man ihr den Rücken zu) die Hässlichkeiten der minderen Stadt, der Vorstadt. Zwischen wunderschönen, alten Bäumen, plattgetrampelten Rabatten und ausgedörrtem Rasen parkieren wahllos die Autos. Dieser verwahrloste Park ist der Durchgang zu einem anonymen Bautenensemble, der in einen verkehrsreichen, kalten Platz mündet.

Die Bäume, unter denen man sitzt, wurden vor 300 Jahren gepflanzt. Die Allee hinter der Hafenviertel sollte die Fortsetzung einer Brücke sein, die die Altstadt über die Schaalgasse direkt mit der Vorstadt verbunden hätte. Einsam steht die Allee heute da, verbindet nichts mit nichts. Vielleicht ist die Hafenviertel der Anstoss, dass auch dahinter etwas geschieht.

Wenn man dort sitzt, *sotto le fresche frasche*, der hässlichen Seite der Stadt den Rücken zukehrt, sieht man vor sich ein Postkartenensemble: die Front des Hafenviertels, der Protzbau des Landhauses, die Geste des Renaissancefürsten im Palais Besenval, die Brücke, die er gewollt hat, vor seinem Haus. Weiter die ehemaligen Zweckbauten des

heutigen Solheure bis hin zu den Städtischen Werken. Dahinter das unregelmässige Häusermeer der Altstadt, die Türme, Dächer, hervorragend die blendend weisse Kathedrale mit charakteristisch grünspaniger Kuppel und wahrzeichenhaftem Turm. Hinter allem der Jura, der den Horizont Solothurns seit jeher natürlich begrenzt.

Wenn man dort sitzt *sotto le fresche frache*, unter den kühlenden Blätter  
– Ja, man übernimmt den ‚Hohen Ton‘, den das schlichte Wasser, das vor allem dahinzieht, anstimmt.  
Man könnte auf die Idee kommen, dass Schönheit das Leben bestimmt und das bevorzugt ist, wer hier sitzen darf und sehen. Wer hier die Augen aufschlägt, kann nicht unempfindlich sei.

*Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde geben.  
Zugrund – das heisst zum Meer. Dort find ich Böhmen wieder.*

Heimatschutz bedeutet nicht, das Bestehende zu erhalten, sondern es zur Geltung zu bringen, es lebenswert zu machen. Der Heimatschutz schützt nicht die Vergangenheit, sondern will Menschen, die unsere Gegenwart beleben, auszeichnen.  
Heimat kann man nicht schützen, Heimat muss man schaffen.

Das ist der Hafenbar gelungen. Ein bescheidener Pavillon, der im Winter abmontiert wird. Das genügt. Mir gefällt die Bar nicht besonders. Sie steht auch falsch im Park, wenn man diesen noch hätte retten wollen. Aber das spielt keine Rolle: heute wird kein Gebäude ausgezeichnet, kein städtebauliches Ensemble, sondern eine Idee. Was heute hier steht, ist genau richtig. Die Betreiber der Bar machen alles richtig. Und sollte es das morgen nicht mehr sein, wird die Hafenbar spurlos verschwinden. Eine neue Qualität für Solothurn.

Und die Stadt, muss man betonen und deshalb wird sie heute auch mitgeehrt, hat ein solches Projekt ermöglicht, als wäre es eine Selbstverständlichkeit (wer meint, das sei selbstverständlich, der soll auch zum Arzt gehen).

Ich sass, bevor es die Hafenbar gab, manchmal auf dieser Mauer. Es war dies ein einsamer Ort mitten in der Stadt. Vereinzelt sass auf der Mauer, auch die Bänkchen gegen die Kreuzackerbrücke waren auffällig oft unbesetzt. Die Gegend war romantisch verlassen, für manche zwielichtig. Wäre nicht das Vorurteil der Vorstadt als minderer Stadt in den Köpfen vieler Solothurnerinnen und Solothurner eingepflanzt, es ist eigentlich nicht zu erklären, warum dies bis vor zwei Jahren so war. Es brauchte bewegliche Leute, die weiter denken, mehr sehen. Die Visionen in Blau sahen dieses ausgegrenzte Land als ein freies Territorium. Es ist nicht erstaunlich, dass es nicht die etablierten, sondern die sogenannten linken Kreise sind, die hinter all diesen Gastro-Projekten stehen. Es fehlt ihnen die Angst vor den Ausgegrenzten, vor dem Grenzland zwischen Wasser und Stadt.

Nun haben die Menschen diesen Ort erobert. Die Hafenbar ist ein Treffpunkt mit einer bestimmten Mischung, von unverbindlich und man kennt sich, von mediterran-verwegen und ‚Bar-immer-die-gleichen‘. Mir gefällt es hier, weil es Menschen hat. Weil die Hafenbar so gar nicht chique ist. Selbst die Musik, die aus den Lautsprechern dröhnt, stört meistens nicht. Es ist falsch, wenn man sagt, die Hafenbar, aber auch die Landhausbar oder das Solheure seien italienisch angehaucht. Sie haben viel mehr mit der Schweizerischen Beizentradition zu tun als mit einer italienischen Strand- oder Dorfbar. Als ich letztes Jahr in Italien mein Weissweinglas nach draussen mitnehmen

wollte, wurde ich vom Barman höflich, aber bestimmt aufgefordert, meinen Wein an der Theke zu trinken. Ich wusste das ja, ich hatte nur für einen Moment Italien mit Solothurn verwechselt.

Ich sitze hier *sotto le fresche frache* und schaue auf die Menschen, die da an der Aaremauer lehnen, darauf sitzen, die Beine baumeln lassen, nach dem Glas greifen, reden, lachen, diskutieren. Sie sitzen, stehen, gehen vorbei. Sie zeigen sich und sie mustern sich. Im Sommer sind die Menschen schöner, weil sie unbeschwerter sind.

Wo waren die Leute vor 20, 30 Jahren, als es noch keine Freiluftkneipen gab?  
Die Stadt hat sich verändert. Schaut wie die Leute miteinander reden, gestikulieren. Wie sie sich bewegen, wie sie sitzen und anlehnen, dastehen und vorüberspazieren. Mit welcher Selbstverständlichkeit sie den Sommer feiern. Vagantinnen, Vaganten, die sich nicht von der Stelle rühren.

Es ist klar: Solothurn liegt am selben Meer wie Sizilien.

Vom Dach des Stadttheaters, auf das man von hier aus *sotto le fresche frache* sieht, hängt ein Transparent herunter mit dem Logo des Stadttheater und zwei Wörtern darauf. Es sind die einzigen Buchstaben weit und breit.

AUGEN AUF!

Augen auf für die Schönheit der Stadt, der Menschen  
Schönheit ist Kunst, sie entsteht in unserem Kopf. Man muss sie sehen wollen.  
Schönheit wahrnehmen ist der Anfang der Verliebtheit - Verliebtsein ist die Vision jener Schönheit, sie begleitet die Verliebten überallhin.

Augen auf: Man darf dieser Stadt nicht in Blindheit verfallen. Wer die Augen nicht öffnet, trägt ein falsches Bild mit sich. Dann wird Solothurn zu Kitsch. Veränderung ist das einzige, was eine Kleinstadt davor bewahrt.

Wer keine Ideen hat, ist kein Realist, hat Max Frisch zur Expo 1964 geschrieben. Er meinte damit die Verantwortlichen seiner Heimat. Er rief ihnen zu: Augen auf! Nur was sich wandelt, lebt. Nur wer Utopien im Kopf hat, bewegt.

Augen auf: das Kreuzfahrtschiff wird am Rollhafen unter der Bar anlegen, wir werden es besteigen, bis St. Petersburg segeln, dem Kabinennachbarn verraten, dass wir unterwegs nach Samarkand sind und im Kaffee Puschkin einen Tee trinken wollen...  
... wir werden Kontinente durchqueren... eine Grossstadt nach der anderen durchwandern... Menschen kennen lernen und Gegenden durchstreifen... Schiffe besteigen und verlassen...

bis auch wir zugrunde gehen und in Böhmen, hier, stranden.

Das ist die Hoffnung.

Augen auf – Solothurn liegt am Meer.

In diesem Sinne den Preisträgerinnen und den Preisträgern herzlichen Glückwunsch.